

Jüdische Jugendbücherei

Unter Mitwirkung der Jugendschriften-Kommission
der Großloge für Deutschland VIII U. O. B. B.

Zweite Reihe: herausgegeben von Dr. Erich⁺Klibansky

*

I. Bändchen

David Rëubeni in Portugal

von

Max Brod

*



1 9 2 7

J. Kauffmann Verlag / Frankfurt am Main

David Rëubeni in Portugal

von

Max Brod

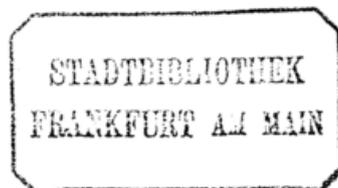
*



1 9 2 7

J. Kauffmann Verlag / Frankfurt am Main

Die folgenden Kapitel wurden mit freundlicher Erlaubnis des Verlags *Kurt Wolff* in München dem Renaissance-Roman Max Brods »Räubeni, Fürst der Juden« entnommen. — Gleichfalls bei *Kurt Wolff* erschien Max Brods anderer historischer Roman (aus der Zeit der böhmischen Renaissance vor dem 30jährigen Kriege): »Tycho Brahes Weg zu Gott«.



Copyright 1927 by J. Kauffmann Verlag / Frankfurt a. M.

Druck von M. Lehrberger & Co. / Frankfurt a. M.

Santarem.

Vor Rëubenis Fenster die alte Bergstadt, gekrönt von der Alcaçaba, der halbzerstörten maurischen Burg.

Glühende Herbstsonne auf den rotbraunen Ziegeldächern, die sich ins kühlende Schattenbad von Obstgärten und Zypressenhainen ducken.

Diese ganze stille, gleichsam innerlich wohlklingende Landschaft — auch vor ihrem Anblick ist Rëubeni keine Ruhe gegönnt. Von seinem Schreibtisch, der am offenen Fenster steht, blickt er nicht auf, erfreut sein Herz kein Weilchen lang an dem üppig dargebotenen Segen. Er arbeitet fieberhaft. Schon drei Tage lang, mit geringer Nachtruhe. An diesem Abend soll die Denkschrift fertig werden, um die ihn der portugiesische König bei der ersten Audienz ersucht hat.

Über alle Sessel und Kissen rings um den Schreibtisch zerstreut liegen seine Reiseaufzeichnungen. Bald zu diesem, bald zu jenem Blatt muß Rëubeni greifen.

Der Plan, den er bei der Audienz entwickelt hat, und den er jetzt unter Zuhilfenahme der Notizen aus seinen Reisejahren gründlich ausarbeitet, zeigt folgende Grundzüge:

Acht portugiesische Schiffe mit viertausend Mann erscheinen im Roten Meer. Die Bemannung besteht aus Ju-

den, die der Sar selbst geworben und ausgebildet hat. Befehlshaber ist ein portugiesischer Admiral, gemeinsam mit dem Sar. Der König von Portugal stellt ferner: einen Teil der Offiziere, die Geschütze, Ingenieure und Geschützgießer. Erstes Ziel die Eroberung der Hafenstadt Dschidda, Anlage eines Forts. Von hier aus wird der Landweg ins Innere Arabiens, zum Königreich Chabor gesichert. Dann ist zweierlei erreicht: für die Juden von Chabor, daß sie nach gründlicher innerer Vorbereitung in Palästina eindringen und damit die Türken von ihrem Angriff auf die Christenheit Europas ablenken können. Die Hoffnung, daß gleichzeitig die christlichen Mächte mit ihrem Kreuzzug gegen das Osmanenreich vordringen, scheint begründet. Für die Portugiesen aber ergibt sich jedenfalls als nicht mehr zweifelhafter Gewinn, daß der maurische Handel, der von Ostindien über Konstantinopel nach Europa geht, bedroht und bei weiterem Vordringen von Chabor aus ganz unterbrochen werden kann. Zumindest würden die Niederlassungen und Faktoreien in Dschidda und Chabor neue Stützpunkte bilden, von denen die portugiesische Seefahrt mit verstärkter Kraft gegen die Malabarküste hin vordringen kann, zu all den Reichtümern, die in Calicut lagern und deren Handelsgewinn bisher immer noch zum größten Teil den Mauren zufällt.

Der Plan hat sich, seit ihn Rëubeni dem Papst vorgebracht hat, beträchtlich geändert. Klingt jetzt schon ganz portugiesisch: das Königreich Chabor als Zwischenstation zu Calicuts Gewürznelken, Zimtrinden, Pfeffer, Ingwer, zum Kampfer von Borneo und Moschus von Tibet.

Auf edle, einfache, anständige Art erreichen, was wir brauchen. Das Bescheidenste nur, in engen Grenzen, nur um würdig atmen zu können — ach, wie tief unten auf der Stufenleiter der Völker sind wir angelangt, daß uns selbst dieses Geringste nur auf Umwegen und nur durch List erlangbar ist.

Doch einerlei — in dieser Form und in keiner anderen hat König Joao und sein Rat Interesse für den Plan des jüdischen Ambassadeurs aus dem Lande Chabor gezeigt. Sehr lebhaftes Interesse sogar. Rëubeni wurde in Almeirim, der königlichen Residenz nahe bei Santarem, mit den höchsten Ehren empfangen. Der König hatte ihn aufgefordert, das Haupt zu bedecken und sich niederzusetzen, eine Auszeichnung, die keinem Cavalleiro des Hofes verstattet wurde. — Nur etwas hatte er ihm gleich von Anfang an übelgenommen: daß die Marranen, die von Rëubenis Landung an wie außer Rand und Band geraten waren, ihm die Hand küßten. Der eitle und etwas beschränkte König, ein Kind mit blondem, kurzgekräuselterm Vollbart, hatte das sofort gerügt, von der spanischen Partei seines Hofes offenbar schon gegen Rëubeni beeinflußt: „Es ist in Portugal üblich, daß nur dem König die Hand geküßt wird. Mögen sie dir alle Ehren geben, nur nicht die Hand küssen! Wenn du also meine Gunst behalten willst, so stelle bei allen, die sich dir nahen, eine so unzukömmliche Ehrenbezeigung ab.“ — In längerer Rede war es Rëubeni gelungen, nachzuweisen, daß er mit den Marranen und überhaupt mit den inneren Verhältnissen Portugals nichts zu tun haben wolle, daß er (so drückte er sich aus) „aus Liebe

zu Gott und dem König von Portugal viele Länder, Länder der Feinde, in gefahrvoller Verkleidung durchquert habe, und daß er weder Geld noch Edelsteine verlange, sondern einzig und allein Hilfsmittel, um das Reich des Königs zu vergrößern“. Dann hatte er ganz besonders auf die Waf-fenhilfe hingewiesen, die das Königreich seines Bruders Josef gegen die Mauren und Inder anbiete; bei diesen Wor-ten wurden auf seinen Wink von den bewaffneten Beglei-tern alle Fahnen entfaltet. Der König begehrte nun, die Fahnen zu sehen. Ganz aus der Nähe wollte er die gold-gestickten Buchstaben und Stammeswappen betrachten. Etwas wie abergläubische Verehrung lag dabei auf seinem rosigen, dicken Backentaschengesicht, aus dem die kleinen Äuglein trüb hervorlugten. Was mochte unter dieser niedri-gen Stirn vorgehen, der die Macht über ein Weltreich an-vertraut war? Rëubeni legte die Fahnen vor dem König nieder, wartete ruhig, bis Joao, lüstern und unentschlossen mit der Zunge über seine Oberlippe hin- und herstreichend, halb zu ihm, halb zu einem seiner Mönchsbegleiter gewen-det, schließlich doch die Bitte aussprach: „Eine dieser Fah-nen würde ich wohl gern als Geschenk annehmen . . .“

Spielerei!

Rëubeni ist erzürnt, daß er immer noch dem Schmei-cheln kleiner nebensächlichen Gefühle erliegt, daß er den Hang nach Vergeltung, Rache, Ehre und ähnlichen Freu-den noch nicht völlig in sich ertötet hat. Ganz nüchtern und ganz unmenschlich sein — um des Einen willen, das so groß und so schwer ist —, dies verlangt, dies aber ganz ernst und ungemindert, seine Aufgabe von ihm. Denn es

geht doch darum, mit Hilfe der acht Schiffe, die der König bewilligen will (schon sind sie mit ziemlicher Bestimmtheit zugesagt), ein freies Volk zu erschaffen, ohne Verzerung der Seelen und ohne Verschrumpelung der Körper, — ein glückliches Volk, an dem die ganze Erde ihre Freude haben soll. —

Die Schreibarbeit ist beendet.

Mit zweiunddreißig Namen unterzeichnet sie der Sar, mit den Namen aller Ahnen bis zu König David, dem Sohne Isais, hinauf. So hat es der König Joao verlangt. Und nichts leichter (böses, schmerzliches Lachen verwüstet Rëubenis Faltengesicht), als zweiunddreißig Namen zu erfinden . . .

Ein Diener meldet Botschaft vom König.

Dann tritt ein junger Mann ein, gegen dessen glanzvolle Schönheit und leichten Schritt sich die ganze, von Mühe und Gewissensqual verdüsterte Luft dieses Arbeitszimmers aufzulehnen scheint. Im Windzug, der von der offenen Tür hereindringt, bäumen sich all die verstreut herumliegenden Schriftblätter, Zungen, die dem Fremden feindselig entgegenlecken.

Der portugiesische Kavalier verbeugt sich ein wenig, die Hand lässig am Degengehenk, das eine der feinbestrumpften Beine anmutig vorgesetzt.

„Ich bin Diogo Pires, Sekretär der Räte der Casa da Supplicação.“

Der Supplikenrat ist einer der beiden obersten Gerichtshöfe des Reiches, von König Manuel dem Großen mit der Bestimmung eingerichtet, daß er dem königlichen Hofe

überallhin zu folgen und überall die Klagen der Bevölkerung gegen die Ortsgerichte entgegenzunehmen habe.

Unter dem Blick Rëubenis zeigt der Kavalier, so jugendlich zu hohem Amt berufen, eine gewisse Unruhe. Er spricht eilig, als wüßte er, sich seines Auftrags wie einer Last möglichst schnell zu entledigen. Er wolle den Bericht des Herrn abholen und nach Almeirim zum König mitnehmen, — wenn es gestattet sei. — Doch kaum hat er diese wenigen Worte hervorgekrampft und die Denkschrift in Empfang genommen, so wirft er sich vor Rëubeni auf die Knie nieder. In die männliche Musik des aufklirrenden Degens mischt sich seltsam der Ton einer trunkenen Lust, einer beinahe weibischen Hingabe, zügellos, um keinerlei Vorsicht besorgt. „Ihr seid mein Herr, und ich bin vor Euch wie einer Eurer Knechte.“

Rëubeni hat sich nachgerade an Szenen derartig wilder Huldigungen gewöhnen müssen. Er ist abgestumpft gegen seltsame Begegnungen aller Art. Die Verehrung, die ihm ein vornehmer Hofmann des strengen zeremoniellen Portugal bezeugt, mutet ihn freilich besonders fremdartig an; doch bleibt er völlig ruhig und antwortet kühl wie immer: „Bitte, erhebt Euch! Ich bin Euer Diener.“

Diogo Pires aber beugt sich tiefer und küßt Rëubenis Schuh.

Dann ist der Jüngling, sich zusammenraffend, aufgesprungen. „Seit Ihr das Land betreten habt, mein Herr und Prophet, habe ich im Traum furchtbare Erscheinungen gesehen. Ich will Euch alles erzählen.“ Manierlich setzt er sich nieder. Selbst im Rausch verläßt ihn seine adlige Gra-

zie nicht. Sein Benehmen ist von vollendeter Natürlichkeit. Durchaus nicht das eines Wahnsinnigen; vielmehr das eines frei und edel Geborenen, der sich nichts versagen muß, der sich niemals etwas versagt hat, wonach sein Herz ihn zog. Gegen die bleiche, zusammengeduckte, ausgepreßte Erscheinung Rëubenis wirft sich der Ungestüm eines Blühenden; frisches rotbraunes Trotzgesicht mit vollen, schön-geschwungenen Lippen, sehr weiße Stirn unter dem seidig-gewellten kastanienbraunen Haar, eine Stirn, die von der Reinheit ihrer einfachen und entschiedenen Gedanken förmlich aufzuleuchten scheint. Und nicht anders erstrahlen die großen kindlichen graugoldenen Augen, warm und freundlich weitgeöffnet, in begieriger Erwartung. „Mein Herr und Prophet, nun bin ich in der Hand des Königs aller Könige — durch die Hand seines Sendboten David Rëubeni.“

„Ich bin kein Bote Gottes und kein Weiser!“ erwidert Rëubeni gleichmütig, müde, „bin auch kein Prophet, noch der Sohn eines Propheten. Ich bin ein sündhafter Mensch, sündhafter als sonst einer, und ein blutbefleckter Krieger, der vierzig seiner Feinde getötet hat . . .“

Pires schreit auf, ungeduldig, in einer jener ungeheuerlichen Seelenanspannungen, vor der die Worte, die man ihr entgegenhält, wie Wachs zerschmelzen, die gleichsam hindernislos ins Innerste der Dinge fährt: „So tötet auch mich, wenn Ihr mich nicht für würdig haltet, Euch zu dienen. Denn mir gebühren vor dem Synedrion die neununddreißig gesetzlichen Geißelhiebe.“

Rëubeni winkt dem Diener, sich zu entfernen. Er ahnt,

daß ein Marrane vor ihm steht. Marranen gibt es ja in den höchsten Dienststellen des Reiches. Angstvoll kommen diese „Conversos“ oder „Anussim“, die „Gezwungenen“, die man unter König Manuel gewaltsam zur Taufe geführt hat, den äußeren Riten des Christentums nach. Doch in ihrem Hause findet sich das hebräische Buch, nach dem sie ihre geheimen Gottesdienste abhalten. — Furchtsamkeit, Mißtrauen haftet ihnen bei jedem Schritt an, denn jede Denunziation gibt sie dem Gericht preis. — Diogo Pires scheint indes seiner Gemütsart nach nicht diesem ängstlichen Menschen Schlag anzugehören. Unbekümmert fährt er fort, obwohl der Diener noch in der Tür sichtbar ist: „In Kedars schwarzen Zelten habe ich gewohnt, — jetzt aber nehmt mich auf in den Frieden.“

Unwillig gebietet ihm der Sar Stillschweigen, schließt das Fenster, sieht hinter der Tür nach, ob niemand lauscht. Dann schneidet er schnell alle weiteren Eröffnungen ab: „Und was wollt Ihr von mir?“

Pires faltet still die Hände, berührt sie mit bescheiden gesenktem Kopf. „Ich will nichts, als auf dem heiligen Altar verbrannt werden, ein Ganzopfer für den Ewigen, unseren Gott.“

So viel Seligkeit ist in diesem schönen, von einer gleichsam glühenden Lieblichkeit, von Flammen einer Lilie erhellten Gesicht, — daß Rëubeni das Scheltwort zwischen den Zähnen zerkaut, das er gegen alle Marranen bereit hat und auch jetzt hervorstoßen wollte. „Ich habe keine Botschaft an dich,“ sagt er nur ganz leise, verloren vor sich hin, so daß der Jüngling ihn nicht hören kann.

„Und nun mein Traum,“ stürmt Pires in süßem Vertrauen, bangend nach Erlösung und Trost, vorwärts. „Ich träumte, daß ein Greis mit langem, schneeweißem Bart an mich herantrat und mir sagte: ‚Komm mit mir zur Trümmerstätte Jerusalems.‘ Ich ging. Dann war mir, als sei ich schon lange allein unterwegs, und an der Straße sah ich drei Bäume, die aus einer Wurzel wuchsen. Ihre Zweige breiteten sich nach allen Seiten aus. Auf den Zweigen sah ich viele Tauben, und zwar Tauben von dreierlei Art, ganz schwarze, ganz weiße und aschgraue, denen man aber anmerkte, daß sie nicht von Anfang an aschfarbig gewesen waren, sondern weiß und erst nachträglich mit Asche überschüttet.“

Rëubeni, der sich indessen gefaßt hat, weiß schon, worauf die Sache hinausläuft. „Wann seid Ihr getauft worden?“ unterbricht er den Kavalier. — Nichts ist ihm so peinlich wie Träume und Traumerzählungen. Er selbst träumt schon seit langem nicht mehr. Auch Träume kann man sich abgewöhnen in strenger Zucht. Und so will er denn möglichst rasch ein Ende machen.

Doch Pires, ganz seinem Nachterlebnis hingegeben, spricht ruhig weiter: „Neben dem Baum war ein weites Feld, von einem Flusse begrenzt. Und jenseits des Flusses stand ein großes Kriegsheer, Soldaten zu Pferd, die mit glühenden Eisenkugeln auf die Tauben schossen. Und so wie die Tauben zu Boden fielen, kamen große Vögel aus der Luft herab und fraßen sie auf. Ich wollte die Tauben schützen, und begann mit einigen Männern, die mir zu Hilfe kamen, eine Mauer zu bauen. Doch da traf mich

eine Eisenkugel in die Brust. Ich strengte mich an und wollte nicht niederfallen, aber der Schmerz war zu groß und so fiel ich. Schon zeigten sich die großen Raubvögel über mir. Im Fallen rief ich noch: ‚Wehe mir, daß Vögel mein Fleisch fressen werden und daß man mich nicht unter meinen Brüdern begraben wird.‘ Trotzdem war ich ruhigen Sinnes und sah viele neue Erscheinungen und sagte zu mir: ‚Wahr ist also, was man mir gesagt hat, als ich noch lebte, daß der Mensch im Tode Größeres sieht als im Leben!‘ — Ich sah nämlich, daß einige der aschfarbenen Tauben weiß wurden, während die schwarzen sämtlich getötet wurden. Und während dies geschah, näherte sich mir ein Mann, sein Kleid weiß und glänzend wie Schnee, sein Angesicht göttlich. Und ihm gegenüber ein anderer Mann, noch weißer und schöner als der erste. In seiner Hand trug dieser eine Wage, die er ins Gleichgewicht zu setzen suchte. Dabei fragte er die Leute, die um mich standen: ‚Ist ein Raubvogel auf diesen da niedergestiegen?‘ Und sie antworteten: ‚Nein, wir haben sie verscheucht.‘ Nun schickte der eine der beiden Himmelsmänner die Leute weg, so daß keiner mehr auf dem Felde zu sehen war. Wir blieben allein. Und der erste große Mann stand in der Luft über uns. Der zweite aber fiel auf mich und legte seinen Mund auf meinen Mund, seine Augen dicht über meine Augen und seine Handflächen an meine Handflächen und sprach leise und geheim zu mir, im Namen Gottes. Er fragte: ‚Hast du verstanden, was du gesehen hast? Was bedeuten diese Tauben?‘ Und ich: ‚Mein Herr, dein Knecht hat die Sache nicht verstanden; aber ich habe mich dieser Tauben er-

barmt und mein Herz schmerzte mich um ihretwillen; und ich habe nicht gewußt, was sie sind.' Darauf der göttliche Mann: ‚Erhebe deine Augen und sieh dies ganze Heer der Feinde.' Er hauchte gegen die bewaffneten Feinde hin, die in der Ferne jenseits des Flusses standen. Und sie wurden zu einem Haufen Asche. Dann hauchte er auf die Tauben. Nun wurden alle ganz weiß, keine einzige anders als ihre Gefährten, und im Flusse war jetzt mehr Wasser als vordem, und Bäume mit vielen verschiedenartigen Früchten wuchsen an beiden Ufern auf. Ich sprach: ‚Wenn ich Gunst in deinen Augen gefunden habe, so sage mir, was diese Wunder bedeuten.' Darauf segnete er mich. Nochmals bat ich ihn: ‚Spreche mein Herr zu seinem Knechte, damit ich die Erklärung finde!' Da war sein Wort: ‚Du kannst das jetzt nicht erfahren, aber es wird dir nicht immer verhüllt bleiben.'“ — Pires schlägt die leuchtenden Augen voll Zuversicht zu Rëubeni auf. „Und Ihr allein seid es, der mich die Deutung lehren kann.“

Rëubeni sitzt an seinem Schreibtisch, blättert ungeduldig in den Papieren. „Mit all dem habe ich nichts zu schaffen. Ich bin nicht mit Wunderzeichen gekommen, und von Kabala verstehe ich nichts. Sondern als schlichter Gesandter eines Staates an den Beherrscher eines anderen Staates bin ich hier und befasse mich mit Bündnissen, Staatsgeschäften.“

In seiner Glut überhört Pires alle Abweisung. „Ihr fragtet, wann ich getauft wurde. Damit habt Ihr schon meine ganze Schmach genannt. Die Schande Ägyptens ist an meinem Leibe. Ich bin gar nicht beschnitten, in den Bund

Abrahams überhaupt nicht aufgenommen, denn ich wurde gleich nach meiner Geburt getauft.“ Er schüttelt sich vor Ekel, als beflecke ihn die bloße Erwähnung dieser Tatsache.

• Befremdet blickt Rëubeni auf ihn; wie fern ist ihm solches Eifern! Mit dem ungebetenen Gast hat er wirklich nicht das geringste zu schaffen.

„Aus fluchwürdiger Angst haben meine Eltern das Gebot an mir nicht erfüllt.“

„Man flucht seinen Eltern nicht.“

„Nicht Eltern — Feinde waren sie mir. Hinter ihrem Rücken, von strengen Verboten bedroht, mußte ich zum Lehrer schleichen . . .“

Wie ich in die Ketzerschule, denkt Rëubeni. Und diesen hier zog es zum rechtgläubigen Lehrer. Mich aus dem Judentum hinaus, ihn ins Judentum zurück, — welch ein seltsames Volk wir doch sind!

Rëubenis Sinnen deutet Pires als Teilnahme. „Erst von diesem Lehrer erfuhr ich meinen wahren Namen. Nicht Diogo Pires heiße ich, — Salomo Molcho ist mein Name. Nennt mich so, nicht anders, Herr, da meine Eltern mir nie den guten wahren Namen gegeben haben. — Aber sie zitterten ja, daß es mir ebenso ergehen könne wie meinem älteren Bruder, der das Unglück hatte, noch nicht vierzehn Jahre alt zu sein, als König Manuel sein Versprechen brach und die Juden Portugals vor die Wahl stellte: Taufe oder Auswanderung. Kinder durften nicht mitziehen — und so wurden in jenen Tagen der Greuel viele von der Hand

verzweifelter Eltern erwürgt, erstochen — oder die Eltern nahmen die Taufe und blieben im Lande, um dem Kinde, das getauft und weggeführt wurde, wenigstens nahe zu sein. Bei sich behalten durften sie es keinesfalls. So erging es uns. Meinen Bruder verbarg man in einem Kloster. Die Eltern beugten sich in der Kirche. Und ich, schon im Christentum geboren, wurde von ihnen doppelt bewacht. Von allem Guten hielten sie mich fern, um nicht auch mich noch zu verlieren. Nun aber sind die Eltern tot, vom Bruder weiß ich nichts, nur daß er die Juden haßt und verfolgt, — man hat ihn so erzogen. Ganz allein bin ich. Nur Euch, meinem Herrn und Propheten, gehöre ich an. Die Stimme ist deutlich, ich höre sie, seit Ihr im Lande seid. Ich träume, und es wurde mir offenbart, daß Ihr zu meiner Rettung gekommen seid. Wenn Ihr wollt, so lehrt Ihr mich die Weisheit Salomos in einem Augenblick. Wenn Ihr wollt, so seid Ihr, mein Herr David, der Vater Eures Knechtes Salomo — und nochmals wird wie in den Tagen der Vorzeit Salomo von König David gezeugt. Und dann erst werde ich, wie mein Name befiehlt, Molcho — der Königliche sein. So flehe ich Euch an: helft mir zu dieser zweiten Geburt, — eine Zeugung aus Blut wird es sein, das weiß ich wohl, und ein Dienst auf dem Altar des Höchsten — denn ergreifen werdet Ihr mich, den Ungeborenen, und das Messer gegen mich zücken und mich versiegeln mit dem Blutsiegel meines erhabenen Schöpfers.“

Betroffen hat Rëubeni die wirren, rasch hervorgestoßenen Worte über sich hereinbrechen lassen. Jetzt aber sieht

er klar, weicht zurück, — einen Spion der spanischen Partei hat er im Zimmer.

„Laßt mich jetzt allein! Kommt morgen wieder!“

Unter den Anussim, diesen hochbegabten, aber von allen Seiten verachteten, zurückgestoßenen Halbmenschen, haben ja Gerichte wie Privatpersonen ihre bezahlten Anger. Für alles Dunkle ist in solchen Seelen Raum. Ihrer erzwungenen Taufe wegen werden sie von den Christen mit Argwohn angesehen. Juden gibt es keine mehr in Portugal. So stehen die Marranen ohne Anlehnung allein, ohne Freund, dem Geheimen und Bösen in jeglicher Gestalt offen.

Molcho verbeugt sich, gehorcht, hat keinen Verdacht, er freut sich auf die gewährte Unterredung am nächsten Tag.

Das schwarze Herz! — und doch muß ihm Rëubeni mit Wohlgefallen nachschauen. Die kräftigen Schritte, durchaus nicht zu groß, wie sonst bei Juden, sondern ebenmäßig, der hohen schlanken Gestalt entsprechend. Ja, der weiß, wie man zu gehen hat, spreizt nicht (wie ich einst) ellenlang die Beine. Oh, schön können wir sein, wenn wir frei erzogen sind, nicht in Ghetten, in keiner Juderia! Dann zucken wir auch nicht mehr vor jedem Landsknecht scheu zusammen! — Im Hof schwingt sich Molcho leicht aufs Pferd, reitet davon. — Und so stark und jung, wenn mein Plan gelingt, wir alle einmal!

Um Höchstes geht der Kampf.

Er ruft den Diener: „Diesen Mann nie wieder zu mir einlassen! Unter keinen Umständen!“

Ein Brief an den König: er möge die Gnade haben, jeden anderen als den Geheimschreiber Diogo Pires, nur diesen nicht, als Boten an den jüdischen Ambassadeur zu verwenden.

„Pferde satteln! Dieser Brief sofort nach Almeirim, dem Condestable der königlichen Majestät — persönlich.“

Solche Vorsicht war nicht unbegründet.

Gerade in letzter Zeit hatte der Fall des Neuchristen Henrique Nunes Aufsehen erregt. Dieser Mann, dem Stamme nach spanischer Jude, ließ sich von den Dominikanern Portugals zu Späherdiensten unter den Marranen benützen. In ihre vertrautesten Kreise war er eingelassen worden, ihm, der vorgab, vom spanischen Glaubensgericht seines Judaisierens wegen verfolgt zu sein, hatte man alle Schliche eröffnet, durch die man in dem zur Zeit noch milderen Portugal die Kirchenvorschriften umging. Und nun war er mit einer langen Liste marranischer Verbrecher öffentlich hervorgetreten, verriet alles, sogar den eigenen leiblichen Bruder gab er als Ketzler an. Wie man ihn nun haßte! Doch konnte man ihm nichts anhaben. Nunes stand unter dem Schutz jener Hofpartei, die die Einführung der Inquisition in Portugal anstrebte, erhielt den Ehrennamen Firme-Fé „Festgläubig“. Der entscheidende Schlag, den die Inquisitionsfreunde durch ihn zu führen hofften, schien zu glücken. Bald würde nun auch in Portugal, so hoffte man, die Schonzeit für die Rückfälligen vorbei sein. Bisher hatte man die Marranen nur vor weltliche Gerichte ge-

stellt. Die waren uneifrig, in feineren Unterscheidungen der Glaubenssachen auch wenig gewandt. Ganz anders die Inquisition, die das Übel an der Wurzel faßte. Wo der Inquisitor erschien, legte er allen Einwohnern des Sprengels als erste Maßnahme die Pflicht auf, binnen sechs oder zwölf Tagen alles anzuzeigen, was sie über jemanden erfahren oder gehört hätten, und was zu dem Verdacht berechtigen könne, daß er ein Ketzer sei oder mit anderen Ketzern verkehre, oder daß er in seinem Lebenswandel von dem der Gläubigen abweiche. Versäumte jemand diese gebotene Anzeige, so verfiel er der Exkommunikation. Und wer ein Jahr lang exkommuniziert blieb, wurde selbst als Ketzer betrachtet. Dagegen konnte selbst ein Ketzer innerhalb der Gnadenfrist von einigen Tagen durch Angabe anderer Ketzer straffrei werden. — Das System war, wie einer der Meister der Inquisition, Bernhard Guidonis, versichert, außerordentlich wirksam. Lähmender Schrecken befiel die Gemeinden. Jeder, der irgend einmal etwas getan oder gesagt hatte, was „heresim redolebat“, nach Ketzerei roch, oder über den auch nur von feindlicher Seite her ungünstige Gerüchte in Umlauf waren, konnte erwarten, von denen, die ihm am nächsten standen, angegeben zu werden. In dem Maße, in dem die Gnadenfrist ablief, stieg seine Angst, er konnte nicht wissen, ob ihn nicht gerade dieser Tag der letzten Gnadenmöglichkeit beraubte — denn alle Anzeigen wurden streng geheimgehalten, auch im nachfolgenden Prozeß niemals Quellen und Zeugen dem Angeklagten genannt. Der Tapferste lief endlich zum Inquisitor und verriet selbst, um nicht verraten zu werden.

„Eltern gaben ihre Kinder an,“ so rühmt Papst Gregor IX., „und Kinder ihre Eltern, Männer verrieten ihre Frauen, Frauen ihre Männer.“ Der jüdische Dichter Samuel Uaque aber klagt die Inquisition als das „wilde Tier“ an, „vor dem die widerwillig Getauften in solche Angst geraten, daß sie auf den Straßen überall hinwenden, ob es sie nicht ergreift. Mit unsicheren Herzen zittern sie einher, wie ein Blatt am Baum, und bleiben entsetzt stehen, aus Furcht, in eine Schlinge zu fallen. Jeder Stoß dieses Tieres beunruhigt sie und sie empfinden ihn, als wenn er ihr Innerstes träfe. Denn in ihrem Unglück sind sie alle ein einziger leidender Körper. Mit Angst bringen sie beim Tisch den Bissen in den Mund, und die Abendstunde, die für alle Wesen Ruhe bringt, erschreckt sie noch mehr. Die Freuden der Hochzeiten und Geburtstagsfeiern verwandeln sich ihnen in Trauer und Qual. Das wilde Tier schleift sie ins Feuer, tötet ihnen die Söhne, und sie sehen ihre Gatten verbrennen, ihre Kinder zu Waisen gemacht, die Reichen verarmt, Edelgeborene in Straßenräuber verwandelt, keusche zurückgezogene Frauen aus Armut und Verlassenheit in die Häuser der Unzucht gebracht“.

So in Spanien. In Portugal gab es noch keine Inquisition. Nach den Enthüllungen des Firme-Fé konnte es allerdings nicht mehr zweifelhaft sein, daß sie binnen kurzem auch über die Marranen Portugals hereinbrechen werde.

Da erfolgte unerwartet die neue Wendung. Der König lehnte alle Anträge der Dominikaner ab, die Eifrigsten (wie der Bischof von Ceuta) wurden aus seiner Umgebung verbannt. Auch Königin Katharina, als Spanierin auf

Auto-da-Fés erpicht, konnte nichts zugunsten ihrer Freunde durchsetzen.

Rëubeni, nach Überreichung der Denkschrift mehrmals vor den König berufen, hatte mit ein paar Worten, ganz nebenher, diesen Sieg errungen, der auf die Marranen von geradezu berausgender Wirkung war.

Das Schwert, das schon über ihrem Haupte schwebte, hatte er abgewendet. — Wahrlich, der Weise des Talmud, verlangte mit Recht, daß man an Gottes Gnade nicht verzweifeln dürfe, selbst, wenn das Haupt auf dem R i c h t - b l o c k l i e g t.

Man jubelte dem Befreier zu, — im Grunde hatte niemand mehr gehofft, den Qualen Spaniens zu entgehen. Und mit einem Male: Licht und Luft!

In Italien hatte die Partei der Zweifler mit denen, die an Rëubenis Sendung glaubten, noch ziemlich hart zu kämpfen gehabt. Auf der dunkleren iberischen Halbinsel zweifelte niemand. Hier gab es nur Bedrängte, Geängstigte — und einen großen Retter aus großer Not! Sein Ruhm flog nun auch schon an die andere Küste des Mittelmeeres, nach Afrika hinüber. Aus Fez und Tanger kamen Abordnungen der dortigen Juden. „Unsere Ahnen waren Könige, und in der ganzen Welt glaubt man, daß das Königtum zu uns zurückkehren wird.“ Der Scheich von Fez, der eine Gesandtschaft an den portugiesischen König sandte, hatte auch Botschaft für den Sar Rëubeni mitbeordert. Er gab an, daß im Innern Afrikas gleichfalls zwei der verlorenen Stämme, Simon und Benjamin, siedelten. Ihr Land ist gut und breit. Ihr König heißt Baruch ben Melech Jafet und

gebietet, ebenso wie König Josef in Chabor, über dreißig Myriaden. — Ein Jude, namens Josef Cordilla, brachte Nachricht vom König von Sarif, dessen Reich „westlich von Fez, am Rande der Welt“ liegt. Dort gebe es dann keine Königreiche mehr, nur noch Wüste. Im Lande selbst aber seien starke Juden, Ackerbauer, angesiedelt, von denen viele die Seefahrt nach Asien mitmachen wollten. — Die Anussim in der nördlichen Provinz Portugals Traz oz Montes hatten am hellichten Tage vier Fahnen am Himmel gesehen, eine Erscheinung, die auch von Christen bemerkt worden war. Seither fasteten sie jeden Montag und Donnerstag. Bei Rëubeni ließen sie anfragen, ob der „große fürchterliche Tag“ nahe sei. — Andere Boten mit brüderlichen Grüßen kamen aus Tlemsen, Mascara, Boghari. Überall rührte es sich von Hoffnung.

Selbst in Spanien, dem Lande der Bedrückung, brachen die halbverschütteten Quellen auf. Scharen Treugebliebener flohen über die Grenze nach Portugal, wo den Marranen eine bessere Zukunft, zumindest Ruhe gesichert schien. Campo Major war ihr Sammelplatz. —

Vergebens verlangte Selaya, Inquisitor im nahe gelegenen spanischen Badajoz, die Auslieferung der spanischen Untertanen.

Da entschloß er sich zu einem Gewaltstreich, setzte einige marranische Familien, die in Badajoz wohnten, als Geiseln gefangen. Grauen fiel auf die Flüchtlinge in Campo Major; sie wußten, was es hieß, im Kerker eines Inquisitionstribunals festgehalten sein. So fertigten sie einige ihrer Vorsteher an Rëubeni ab, um Rat und Hilfe

von ihm zu verlangen, der schon als Fürst und Oberhaupt aller Juden in der Zerstreuung galt.

Rëubeni empfing sie nicht.

Sein Lieblingsschüler Eliahu verwendete sich für die Unglücklichen. Jeder von ihnen hatte einen Freund oder Verwandten unter den unschuldig in Badajoz Gemarterten. Nun war jeder von Gewissensbissen gequält, daß er, wenn auch unwillentlich, das Elend über die Juden von Badajoz heraufbeschworen hatte. Sollte man freiwillig in die Knechtschaft zurückkehren? Es hätte wohl nichts genützt. Denn wie selten ließ die Inquisition ein Opfer los, das sie ergriffen hatte. Fast immer fand sich ein Vorwand, den Prozeß fortzusetzen, den Sünder vollständig zu zermalmen . . . Wer konnte nun helfen, außer dem Mächtigen, der das Ohr des Königs hatte!

Ungerührt blieb der Sar.

„Es heißt, daß Firme-Fé in Badajoz eingetroffen ist — und daß auf seinen Rat der Inquisitor die Geiseln ergriffen hat. Und wir haben Waffen und lassen den Verräter noch länger leben?“

Der Sar verwies ihm weitere Rede.

„Auf Euch hoffend, haben sie die Grenze überschritten.“

„Ich hab' sie nicht gerufen.“ —

Inmitten seiner Erfolge, von denen bald die ganze bewohnte Welt widerhallte, war Rëubeni härter, gramvoller als je. Seine Qual wuchs mit jedem Tag. Denn nun stand wirklich alles auf dem Spiele. Der König hatte die Cortes einberufen. Die Schlußentscheidung blieb zu erwarten.

Sie durfte durch nichts beirrt werden, nicht durch das geringste unvorsichtige Wort, durch keine Gebärde. — Daß er die Einführung der Inquisition abgewendet hatte, dieser Triumph, um dessentwillen Tausende von dankbaren Herzen ihm zuschlügen: dem Sar war es nebensächlich, vielleicht sogar unerfreulich. Konnte nicht das Größere, das er wollte, durch solcherlei Aufsehen und Erregung der Geister noch im Heranrollen gehindert werden?

Rëubeni war entschlossen, keine Abschlagszahlung des Schicksals anzunehmen. Und eine so starke Nebenwirkung war beinahe eine Gefahr, — konnte alles verderben.

„Ich habe keine Lust,“ sagte er grimmig vor sich hin, wenn ihn irgendeine Weichheit des Gefühls anfocht, „ich habe keine Lust, am Ende meiner Tage als zerbrochener Messias zahnlos, halbverrückt im Stadtturm zu sitzen und Bildchen mit den Trümmern Jerusalems zu pinseln.“ Es gab keine Schmach, mit deren Erinnerung er sich nicht angefeuert hätte, sobald er sich schwach fühlte.

Wohl wußte er, daß es im Grunde um ganz anderes ging, nicht um sein persönliches Alterswohl. Doch absichtlich spiegelte er sich niedrige Gedanken vor, um sich vor Begeisterung zu hüten, die er jetzt für schädlich hielt. Nur noch die kalte letzte Durchführung seines Planes war erlaubt. Um sich zu ernüchtern, sprach er zu sich selbst wie zu einem Menschen, der nur den gemeinsten Beweggründen zugänglich ist. —

„Des Königs Bote — Garcia de Noronha.“

Garcia tritt ein, im schwarzen Mantel, blondbärtig.

Den langen blonden Bart reißt er ab, schlägt den Man-

tel auseinander. Es ist Pires-Molcho, der vor Rëubeni kniet.

„Seit Wochen lassen mich Eure Diener nicht vor. Verzeiht diese Maske. Ich mußte aus Eurem Mund erfahren, ob es in Eurem Auftrag geschieht.“

„Ja.“

Grausam gegen sich selbst, ist Rëubeni auch gegen andere nicht zart. — Wohl hat sich seine Vermutung, die in Molcho einen Spion sah, nicht bestätigt. Er hatte damals befürchtet, daß Molcho die Denkschrift gar nicht an den König übergeben werde, daß er sie nur herausgelockt habe, um sie den Gegnern in die Hand zu spielen. Nichts davon war eingetreten. Der König hatte die Schrift erhalten und im übrigen blieb sie geheim. — So gibt es keine Falschheit an Molcho? — Der Schluß zwingt nicht: Und lieber der Vorsicht zu viel als zu wenig getan!

„Ja, — es war mein Auftrag. Und so laßt mich jetzt allein!“

Tiefste Bekümmernis läßt das Gesicht des Jünglings erbleichen. Tränen dringen aus den geschlossenen Augen.

„Warum nur — warum?“

Während Rëubeni ungerührt, ja fast mit einer gewissen Befriedigung die Wirkung beobachtet, dröhnt Lärm aus den Vorgemächern herein.

Die Türe ist nicht mehr zu halten, — die Diener können die Verzweifelten nicht abwehren.

Da sind sie, die Abgesandten aus Campo Major, verhärtet, gehetzt, in Lumpen gehüllt, wie sie sich über die Grenze gerettet haben.

„Gnade! Hilfe!“

Es war leicht, mit gespielter Strenge dem Schüler zu sagen, während die Abordnung vor der Tür wartete: „Ich habe sie nicht gerufen.“ Vor diesen flackernden Augen, den durstigen Mienen, den krampfhaft in die Luft greifenden Fingern versagt dem Sar die Rede. Dennoch bringt er zur Not die abweisenden Worte heraus. Nur klingt es schwach, ohne Überzeugung, gleichsam schon in sich selbst widerlegt: „Ich habe euch nicht gerufen.“

„Er foltert die Gefangenen,“ schreit einer auf.

Wirr gehen die Stimmen durcheinander: „Wir kennen die Gefängnisse an der Stadtmauer von Badajoz, — finster und stinkend wie die Hölle, — ohne Gnade wie Firme-Fé, — um Geständnisse zu erpressen, erfindet er neue Arten der Tortur — sie strecken und würgen — sie brechen denen, die nichts sagen, einen Zahn nach dem andern heraus — schälen ihnen Nagel für Nagel ab — ziehen ihnen die Haut vom lebendigen Leib.“

Nun ist es schon schwer, sich auf die große Sendung zu berufen, — die kleine Not wegzuweisen, die so unmittelbar andrängt . . .

Auf Knien rutscht eine Frau an Rëubeni heran. „Meine Schwester ist mit dabei!“

Es klingt wie das Stöhnen eines sterbenden Tieres, — eine Angst klafft darin auf, die den ganzen Weltraum in sich schlingen möchte.

Klein — solche Not, die dem Menschen nichts Menschliches läßt? Sie übersteigt ja die Schranken unserer Exi-

stanz, wirbelt mit ihrem Sturm die Wolken am Himmel auf.

Dem Haufen hat Rëubeni widerstehen können. Jetzt bedroht ihn ein einzelnes Gesicht. Er sieht es dicht vor sich, die schwarzen Haarflechten mit grauen Strähnen, die dicken runzeligen Lippen, den offenen Fischmund, — ihm ist, als sehe er auch schon das Gesicht der Schwester, das diesem hier ähnlich sein muß — und von der Streckfolter verzerrt. Er röchelt nur, sagt leise, unzusammenhängend, mühsam, ohne selbst hinzuhören, den Satz her, den er schon hundertmal gesagt hat: „Ich komme nicht mit Wunderzeichen, sondern als ein Krieger und Gesandter, um Verhandlungen zu führen.“ Wie arm, wie nichtig ist das alles dem gegenüber, was von ihm erwartet, sehnlichst von ihm verlangt wird.

Es gibt Lebensaugenblicke, in denen nichts mehr tröstet, nur der Blick auf ein schönes Menschenantlitz als auf den letzten festen Punkt, der dem Elend widersteht, — das einzige, das durch keinerlei Wirrsal der Gedanken entwertet und entadelt werden kann. — So heftet sich Rëubeni, in äußerster Bedrängnis, sehnsüchtig an die reinen Gesichtszüge Molchos, an seine milchweiße Stirn. Da ist noch das gute Gesetz, da ist die unverfälschbare Regel, nach der die Welt geschaffen wurde, um zu bestehen und glücklich zu sein. Nicht mehr stark und schadenfroh, — um Mitleid bittend, erhebt er die Hand. „Du siehst nun, wie es mit mir steht“ — dies etwa sagt die Bewegung.

Molcho deutet sie als Aufforderung zu reden. Von all dem Gewühl rings um den Meister hat er nichts bemerkt,

immer nur sieht er ihn und sich, nur diese beiden Menschen in der Welt. Demütig nähert er sich nun. „Ich hatte einen Traum, in dem wurde das Gebot der Beschneidung an mir vollzogen — durch Eure Hand.“

Rëubeni schreit auf. Er glaubt zu fühlen, wie ihm der Kopf aus den Angeln gehoben wird. Alles schwankt. Bitten, immer nur Bitten, Schwächungen — niemand hilft, — und alle bitten um Dinge, die er nicht gewähren darf, — verwunden sein Herz — und wozu denn, wozu denn dieses ganze ungeheure Leid!

Wahnsinn wäre Rettung. Und den Wahnsinn spürt er ja auch schon im Blut.

Jetzt würde er sich rasend, seine entblöbte Brust darbietend, in die Menge stürzen, — da haben Diener und Schüler endlich die ganze Menschenwelle aus dem Zimmer gedrängt. Nur Molcho will sich nicht entziehen, seitlich nochmals hervortauchen. Rëubenis Finger, von fern, heftet ihn an die Wand: „Auch den! Auch den!“ Man geleitet den Jüngling hinaus, während der Sar erschöpft niedersinkt. —

Am nächsten Tage wird ein Brief gebracht. —

„Mein Herr und Prophet! Ich weiß, daß Ihr mir mit Recht mißtraut, weil ich bis zum gestrigen Tag das Gebot Gottes an mir noch nicht vollzogen hatte. Mißtraut mir nicht mehr. Das Blut floß wie ein starksprudelnder Brunnen. Wenn Ihr mir nun Gunst geben wollt, so schicket mir einen jüdischen Arzt und verhüllet mir nichts mehr von den erhabenen Geheimnissen.“

Eiligst sandte Rëubeni den Eliahu, der in ärztlichen

Künsten bewandert war. — Er brachte die unglaubliche Nachricht — Molcho hatte sich selbst beschnitten. Abends hatte er bei einem alten Marranen ein Dachstübchen gemietet und in der Nacht, ohne irgendwelche Beihilfe die furchtbare Operation vorgenommen. Weder die Vorstellung der gräßlichen Schmerzen, noch die Schmerzen selbst hatten ihn geschreckt.

Ein Engel mußte seine Hand über ihn gehalten haben, sonst wäre er verblutet, hätte den Morgen nicht erlebt. Und nun schwebte er wohl zwischen Leben und Tod.

Sofort begab sich der Sar zu ihm.

Wie er in die Dachkammer eintritt, den Leidenden, Leichenblassen im Bett sieht, weicht sein Zorn. Aus dem Dunkel des Krankenbettes knospend weißer Glanz der Begeisterung. Verzückt streckt Molcho die zitternde Hand ihm entgegen: „Nun ist kein Makel mehr an mir.“

Die Brust geht hoch, bei leiser Stimme. Die Augen verdrehen sich. Als sei alle Kraft nur aufgesammelt, um sie mit diesen letzten Worten hervorzustoßen, fällt Molchos Körper wie ein leerer Blasebalg in sich zusammen.

Ohnmacht — oder Tod — verfinstert die Augen.

Bis zum Abend sitzt Rëubeni an seinem Bett. Auf Fußspitzen schleichen die Schüler, jetzt Pfleger des Glaubenshelden. Die Heiligkeit des Geschehnisses liegt auf dem stillen klaren Entschlossensein aller Mienen. Prüfend blickt Rëubeni sie jetzt und nochmals an, so oft er aus seinem Brüten auffährt. Zu Kriegern habe ich euch erziehen wollen, jetzt schleicht ihr ja wieder wie Lämmer umher; — lange, lange habe ich diesen Abglanz ergrif-

fener Frömmigkeit auf keinem Gesicht mehr gesehen. — Seit mir das Gesicht des Vaters entschwunden ist, — ja, vielleicht seit damals nicht. So ruhig, ohne Qual und ohne Anfechtung pflegte er in sein Buch zu sehen, sah nichts als das heilige Buch . . .

Am Abend schickt Rëubeni die Schüler weg, bis auf einen zur Bedienung. Der wird nach zwei Stunden abgelöst. So wechseln sie ab, bis zum Morgengrauen. Nur Rëubeni bleibt. In der Nähe dieses Bettes hält ihn ungeordnetes Getümmel seiner Gefühle fest.

Dem Jüngling grollt er nicht mehr. Er ist ja unschuldig. Er weiß es nicht besser, er eiferte für den Buchstaben des Gesetzes, das er um so heißer liebt, wie ein Verliebter, je mehr es sich ihm entzogen hat. — Und auch ich — habe mich ihm entziehen wollen. Wie allen Marranen, aller Gefahr für meinen großen Plan. Der eine aber hat sich nicht abweisen lassen. Hat mit Gewalt die zurückstrebende Hand ergriffen, und so hat er mich besiegt!

Rëubeni stößt die geballte Faust gegen seine Zähne, hart gegen hart. Um seinen Plan nicht in Gefahr zu bringen, hat er den jungen Wilden abgelehnt. Aber gerade das hat Molcho als eine Art von geheimer Aufforderung aufgefaßt. Welche Sinnlosigkeit in all dem! Gerade das, womit ich ihn abschrecken wollte, hat ihn zur Tat gereizt, um die Nacht und Wahnsinn liegt — und welche Gefahr für alle, für das ganze Volk, für die nahe Errettung Israels!

Hat er das bedacht?

Gewiß nicht! Er hat nichts bedacht! Nur auf mir seit je die Last des Bedenkens, die atemdrückende! Nichts be-

dacht. Und doch ist es mir jetzt, als sei nicht er der Schuldige — sondern ich. Nein, er nicht, in seiner edlen Herzenseinfalt kann er nie schuldig sein!

Mit dem schönen Jüngling sterben, dem leise Atmenden — das wäre das beste! Sorglos, ohne diese Schwere in den Schläfen, die mich nicht mehr verläßt! — Rëubeni beugt sich nieder zu dem bleichen Mund, der von Zeit zu Zeit zuckt, der schmerzvoll und doch auch befriedigt ist — tief schlummernd, wie am Ende des Wegs. Diese reinen Lippen küssen, kaum widersteht er der Versuchung. O könnte er ihnen einen Teil ihrer grenzenlosen Ruhe für sich absaugen! Für sich gewinnen diese schön ausklingende Musik!

Die süße Ruhe der guten Tat. Dem Herzen ist Genüge getan — und nun still, o still! —

Es ist Mitternacht. Ein Mann tritt ungemeldet ein. Grinsendes Negergesicht, altgefurcht, die Zähne einzeln, lückenhaft zwischen den aufgeworfenen Lippen. Breitgequetschte Nase. Die Augen blinzeln.

„Wer ist das?“ Rëubeni springt auf.

Höflich verneigt sich der Alte. „Der Hausherr. Ich heiße Aldyka.“

„Marrane?“

„O—o—o — bin ein treuer Sohn der Kirche.“

Ein Schlaukopf also, der nicht eingesteht. „Man sagte doch—“

„Verleumdung.“

Und hier hat sich Molcho, ohne viel zu fragen, eingemietet! Welche Unvorsichtigkeit! — Nun wäre es freilich

geraten, ihn hier im Stich zu lassen, statt diesen Negerkopf zum Wahrer des ganzen Geheimnisses und der Rettung Israels zu machen. — Aber den Sterbenden verlassen — unmöglich.

Alle Sorgen, alle Überlegungen fallen wieder wie mit Eisenkolben auf Rëubenis Haupt.

„Du sprichst kein Wort von dem, was du hier gesehen hast,“ herrscht er den Hausherrn an, der immer lächelt — auch angesichts des Krankenbetts.

„Gewiß nicht, — aber es ist bedenklich . . .“

„Gib ihm einen Crusado,“ befiehlt der Sar dem Schüler.

Aldyka wiegt das Goldstück in der flachen Hand. „Ich habe ein neues Schloß gekauft und an die Türe unten gelegt.“

„Gib ihm noch zwei.“

Mit kriecherischen Windungen, eine Schlange, entschlüpft der höfliche Mann, man sieht gar nicht, wie er die Türe öffnet. Er findet wohl überall einen Spalt.

Mit solch Ekelhaftem mich abgeben, — immer wieder ist das mein Teil — indes schlummert dieser hier rein in seinen Tod hinüber, unbekümmert darum, was rechts und links geschieht. In einer großen Aufwallung sein Leben verströmen lassen, sich selbst zum Opfer bringen — was kann man mehr! Und ist es nicht größer als all die Qual und Beschmutzung, aus der ich keinen Ausweg mehr weiß?

Der Kranke seufzt, das Öllicht flackert. Niemand gibt Antwort auf die Fragen dieser Nacht

David Rëubeni und Salomo Molcho

nach dem Emek Habacha von R. Joseph Hakohen.*

„Ein Jude, namens David, war in jenen Tagen (1532) aus dem fernen Indien an den Hof des Königs (Joao III.) von Portugal gekommen und hatte zu diesem gesprochen: „Ich bin ein Hebräer und fürchte den Herrn, den Gott des Himmels; mein Bruder, der König der Juden, hat mich hierher zu dir, Herr und König, um Hilfe gesandt. Sei demnach unser Helfer, auf daß wir gegen den Türken Soliman in den Krieg ziehen und das heilige Land seiner Gewalt entreißen.“ Hierauf erwiderte jener: „Sei willkommen; nunmehr aber will ich dich an den Erzbischof senden, und was er sagen wird, werde ich tun.“ Alsdann entfernte David sich von ihm und weilte einige Tage in Lissabon. Die gewaltsam Getauften glaubten seinen Worten und sprachen: „Er ist unser Erlöser; denn der Herr hat ihn gesandt.“ Und viele sammelten sich um ihn und ehrten ihn außerordentlich. Er brach alsdann von dort

* Der gelehrte Arzt R. Joseph Hakohen (1496—c. 1575) schildert im Emek Habacha (= Tal des Weinens) die Leidensgeschichte des jüdischen Volkes von der Zerstörung Jerusalems bis zum Jahre 1575. Er lebte in Italien und verfaßte auch eine hebräische Chronik der Könige von Frankreich und der osmanischen Großfürsten. Der oben wiedergegebene Abschnitt schließt sich im allgemeinen der Übersetzung M. Wieners (1858) an.

auf und zog nach Spanien, und an allen Orten, durch die er kam, strömten ihm viele von den zum Abfall Verleiteten zu, die dort zerstreut lebten, und er ward ihnen zum Stein des Anstoßes. Hierauf zog er nach Frankreich, ging nach Avignon und wandte sich, als er von dort abreiste, nach Italien, verfertigte daselbst Banner von künstlerischer Arbeit und schrieb heilige Namen darauf, und es glaubten ihm damals viele.

Auch nach Bologna, Ferrara und Mantua war jener Mann gekommen und hatte verkündet, daß er auf Geheiß der christlichen Könige die Juden, welche sich unter ihnen befänden, mit sich nach seinem Lande und seinem Wohnorte führen würde. Selbst mit dem Papste sprach er hierüber; da gerieten die Juden in große Furcht. „Was sollen wir tun“, sagten sie, „mit unseren Frauen, wenn wir in den Krieg ziehen, und was mit den Kindern, die sie geboren haben?“ „Wenn deren auch viele in unserem Lande sind,“ antwortete er, „fürchtet nichts, denn für den Herrn gibt es kein Hindernis.“ Auch dachte er sich ein Schreiben in seinem Herzen aus und sprach: „Mein Bruder, der König, hat es mir gesandt, es ist geschrieben und mit dem königlichen Siegel versehen.“ Später aber wurde sein Geheimnis entdeckt, und man glaubte ihm nicht mehr, denn er hatte Falsches niedergeschrieben.

Es sproßte auch ein Reis aus Portugal, namens Salomo Molcho, aus dem Stamme der Israeliten, welche dort seit den Tagen der gewaltsamen Bekehrung zerstreut lebten. Seine Jugend verbrachte er in jener Zeit unter den königlichen Schreibern. Als er jedoch jenen David sah, berührte

Gott sein Herz, er wendete sich wiederum dem Herrn, dem Gott unserer Väter, zu, und ließ sich beschneiden. Er verstand aber damals noch nicht das Geringste von der Lehre des Herrn und der Heiligen Schrift. Aber nach seiner Beschneidung gab ihm der Herr die Weisheit des Salomo, er wurde in sehr kurzer Zeit gelehrter als alle übrigen Menschen, und viele bewunderten ihn. Hierauf zog er nach Italien, erdreistete sich, über die Lehre unseres Gottes vor Königen zu sprechen und zog sich vor ihnen nicht zurück. Er war indes zuvor nach der Türkei gegangen und hatte dann in Rom verweilt, wo er mit dem Papste Clemens (VII.) sich unterredete, der ihm gegen den Willen aller seiner Theologen seine Huld zuteil werden ließ und ihm einen in seinem Namen ausgestellten und untersiegelten Erlaubnisschein gab, sich niederzulassen, wo es ihm gutdünken würde, und sich Jude nennen zu dürfen. Auch in der Kabbala erwarb er sich große Kenntnisse und brachte aus seinem Munde Worte der Anmut hervor, denn der Geist Gottes sprach aus ihm und das Wort des Herrn war stets auf seiner Zunge. Aus den tiefen Quellen der Kabbala hatte er herrliche Lehren geschöpft, die er niederschrieb und an seine Freunde in Saloniki schickte, welche sie daselbst drucken ließen. Er predigte öffentlich in Bologna und anderen Städten, und viele zogen ihm nach, um seine Gelehrsamkeit mit anzuhören und ihn mit Rätselfragen zu prüfen, aber Salomo gab ihnen über alle Gegenstände Auskunft, nichts war ihm verborgen, was er ihnen nicht hätte sagen können, und als sie die Gelehrsamkeit Salomos erkannten, sprachen sie: „Was wir über dich ver-

nommen haben, ist wahr, und deine Weisheit ist weit größer als der Ruf, der von dir zu uns gedrungen ist.“ Viele wurden indessen von Neid gegen ihn erfüllt, aber sie konnten in Italien ihm nichts Böses zur Last legen, da er bei den Fürsten angesehen war. Er verband sich mit David Rëubeni, und beide handelten von da ab gemeinsam.

Er schrieb auch an die Gelehrten von Visionen, die er gehabt, wie ich es in dem Buche der Chronik der Könige von Frankreich und der ottomanischen Großfürsten beschrieben habe. Dort kann man das Nähere über ihn, wie es ihm ergangen und was ihn betroffen, nachsehen, wie auch, was er über David mit den Worten geschrieben: „Ich habe Leute sprechen hören, der Fürst David sei nach Italien gekommen und auch über ihn sei der Kelch der Verleumdung von seiten der Schlechten unter unseren Glaubensgenossen ausgegossen worden, und es war meine Absicht, daß, wenn ich ihn sehen würde, er mich Einsicht lehren sollte; aber die Sache verhielt sich gerade umgekehrt, denn er legte mir Fragen vor. Ich glaube daher von der Sache nur, daß er ein großer Gelehrter ist, und wenn er auch vorgibt, keine Kenntnisse zu besitzen, und das Gesetz nicht zu verstehen, so geschieht dies nur, um die Leute zu täuschen und wohl auch, um zu sehen, wie ich mich ihm gegenüber benehmen würde, und da dies seine Absicht ist, so verhalte ich mich ihm gegenüber immer wie ein Diener in Gegenwart seines Herrn.“

Später wollte Salomo mit dem Kaiser über Religionsangelegenheiten eine ausführliche Unterredung halten; er

machte sich daher auf den Weg, als der Kaiser in Regensburg war, wo er mit ihm sprach. Der Kaiser aber blieb fest, hörte nicht auf ihn „vor Kürze des Atems“ (= aus Mangel an Zeit) und ließ ihn und seinen Freund, den Fürsten David, nebst seinen Leuten, ins Gefängnis werfen, wo sie einige Zeit zubrachten. Als hierauf der Kaiser nach Italien zurückkehrte, brachte man sie in Ketten auf Wagen nach Mantua und sperrte sie in einen Kerker. Dann nahm der Kaiser mit den Gelehrten Rücksprache, und da diese fanden, daß er den Tod verdient hatte, befahl der Kaiser, ihn aus dem Gefängnis zu holen und zu verbrennen. An einem der folgenden Tage legte man einen Zaum um seinen Kinnbacken und führte Salomo auf den Richtplatz. Als die ganze Stadt seinetwegen in Aufruhr war und das Feuer vor ihm brannte, sprach einer von den Fürsten des Kaisers: „Nehmet ihm den Knebel aus dem Munde, denn ich habe ihm etwas von dem Kaiser mitzuteilen.“ Und nachdem sie also getan, sprach er zu ihm: „Der Kaiser sendet mich zu dir, Fürst Salomo, um dir zu sagen, daß, wenn du von diesem deinem Wege abgehst, dir vergeben werden soll, daß er dich am Leben erhalten will und du in seiner Nähe weilen sollst, wo aber nicht, so ist dein Schicksal unwiderruflich beschlossen.“ Indes er erhob sich weder, noch bewegte er sich vor ihm, sondern antwortete wie ein Heiliger und wie ein Engel Gottes: „Nur wegen der Zeit, während welcher ich eurem Bekenntnisse angehört habe, ist mein Herz bekümmert und betrübt, nunmehr aber tut, wie es euch gefällt und meine Seele möge zurückkehren in die Wohnung meines Vaters, wie in mei-

ner ersten Kindheit, denn dann wird es mir besser gehen als jetzt.“ Da wurden sie von Zorn gegen ihn erfüllt und warfen ihn auf den Holzstoß, auf dem das Feuer brannte, und brachten ihn dem Herrn als Ganzopfer dar, das ganz in Dampf aufging, und der Herr nahm den Duft angenehm auf und empfing seine lautere Seele im Garten Eden, wo sie sein Liebling ward und sein Ergötzen zu jeder Zeit. Seine Diener entließ man aus dem Gefängnis und ließ sie frei ihres Weges ziehen. Es blieb in ihrem Kerker nur noch der Fürst Rëubeni, sein Freund, bei dem man eine Wache aufstellte. Als der Kaiser nach Spanien zurückkehrte, führte er den David mit sich, ließ ihn in Gewahrsam bringen, und nachdem er im Gefängnisse gestorben war, verbrannte man viele von denen, welche in Spanien durch diesen David Rëubeni und seine Träumereien verleitet worden waren. Viele Leute in Italien glaubten damals, daß R. Salomo Molcho durch seine Kenntnisse aus der Gewalt derer, die ihn töten wollten, gerettet worden sei, und daß das Feuer keine Macht über ihn gehabt hätte. Ein Mann beschwor sogar vor versammelter Gemeinde, daß Salomo acht Tage nach seiner Hinrichtung in seinem Hause gewesen und von da seines Weges gegangen wäre, daß er ihn aber später nicht mehr gesehen hätte. Gott der Herr allein weiß es, und ich wünschte, daß ich in Wahrheit und Aufrichtigkeit niederschreiben vermöchte, ob seine Worte der Wahrheit entsprachen oder nicht.’
